Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 8 (1904)

Artikel: Die Befreiten [Fortsetzung]
Autor: Stegemann, Hermann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573951

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Befreiten

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **Hermann Stegemann**, Basel.

(Fortsetzung).

Mama Horn sah die Züge des Sohnes weich werden und ergriff leise seine Hände.

„Siehst du, Don, ich habe nur noch dich und Mila! Die Diphtheritis hat mich um meine beiden Aeltesten gebracht. Nur noch dich hab' ich, seit Vater heimgegangen ist. Und dann kam mir das arme Mädchen ins Haus, ich sage dir, ich wußte nicht, ob ich sie über das Unglück damals hinwegbrächte. Sie wußte es ja schon, als ich sie holen wollte, und das Rheinwasser hat sie stark angezogen. Aber dann ist sie aufrecht geblieben und allein, denk' dir das aus, Don, mutterseelenallein mit der Bürde, bis sie mir schrieben, nun sollt' ich wieder hin. Dann hab' ich alle beide hergebracht. Das Kleine war ja nur ein Hauch und ist heute noch ein Angstkind. Und dann ist das Mädchen mir so lieb geworden, wie wenn's mein eigen Kind wär!"

Er hatte sie ruhig angehört; jetzt beugte er sich zu ihr herab.

„Und wenn's nun nicht dein Schwesterkind gewesen wär', Mutting, sondern wirklich dein eigenes, hättest du ihm dann auch verzeihen können?"

Sie blickte einen Augenblick still vor sich hin; dann schüttelte sie leise den Kopf und sprach mehr zu sich selbst als zu ihm:

„Dann wär' ich doch da gewesen, und dann wirklich die Mitschuldige; denn eine Mutter, die muß mehr fühlen und sehen als andere. Aber ich hoffe doch, daß mir mein Herrgott geholfen hätte, ihr zu verzeihen."

„Mutting!"

Er machte die Hände los, die sie noch umfaßt hielt, und zog sie an sich.

So standen sie eine Weile, dann lösten sich neue heftige Wallungen in Don.

„So ein prächtiger Mensch, so ein tüchtiges braves Geschöpf, und so werden!"

„Und vorher, Don? Ein wolliges Schäfchen; so hast du sie genannt, das ist noch gar nicht so lange her. Wie ein wolliges Schäfchen sei sie dir erschienen, damals als sie noch zu Hause war. Ist das nun ein schlechtes oder auch nur ein leichtsinniges Mädchen, das so über sich gewachsen ist? Glaubst du, sie wußte nicht, daß sie 'was schuldig geworden ist? So wird niemand, der nicht viel geweint hat."

„Was soll daraus werden?" murmelte er und wurde sich kaum bewußt, daß er in diesem Moment zugleich an Milas Zukunft und sein und Evas Schicksal dachte.

„Das brauchen wir gar nicht zu wissen. Nur was wir dazu tun können, das ist unsere Sache."

Und sie befreite sich von seinen Armen, rückte ihm den Sessel zurecht, den er vorher in der Aufregung ins Zimmer geschnellt hatte, und ließ nicht nach, bis er saß.

„So, nun bleib nur mit dir allein, mein Junge! Ich kenne dich ja, du wirst deine alte, dumme Mutter schon nicht im Stich lassen!"

Dabei strich sie ihm über das weiche, braune Haar und die frisch geglättete Wange, und er kam sich auf einmal um zwanzig Jahre jünger vor unter der Berührung der schmalen, zerarbeiteten Hand. Er haschte darnach und betrachtete sie ernsthaft, so lange, daß die Mutter befangen errötete und ganz heiße Bäckchen hatte.

„Laß los, Don; ich muß nach Mila sehen."

Er sah zu ihr auf, indem er die Hand festhielt.

„Mir ist so, als hättest du mir nach langer Zeit wieder 'mal die Leviten gelesen, Mutting! Und jetzt das Streicheln, das kenn ich ja auch noch!"

Sie lächelte.

„Das war ja immer das Ende! Auch wenn Vater über mich gekommen war."

„Dummheiten, Don!" versuchte sie zu scherzen.

„Nein, bewahre! Ich glaube an diese Kraft in einer Mutterhand. Das gleicht alles wieder aus."

Rasch bückte er sich und küßte sie auf das Geflecht bläulicher Aederchen, das die welke Haut überspann.

Da warf sie ihm den freien Arm um den Hals, und er umfaßte sie, und als er den dichten Schnurrbart an ihre Brust gedrückt hatte, daß sie ihm nicht ins Gesicht sehen konnte, sagte er leise:

„Ich hab' dir noch so viel zu erzählen..."

„Von Eva?" fragte sie und legte die Wange auf seinen Scheitel.

„Ja, Mutting."

Dann schwiegen sie. Sie fühlten, daß jetzt die Stunde noch nicht gekommen sei; aber sie empfanden auch, daß es nicht vieler Worte bedurfte, daß sie sich auch so verstanden. Und Donald fügte nur noch hinzu:

„Wie dein Herz klopft! Von dem haben wir alle ein bißchen zuviel mitbekommen, die ganze Reihe, Vater, du, Tante Kiesgen, Mila und ich; ich habe auch so eine Hypertrophie an dem Ding."

„Rheinisch Blut, mein Jung', heiße Köpf' und heiße Herzen!" entgegnete sie und richtete sich auf.

An der Tür wendete sie sich noch einmal um. Da hörte sie draußen leichte Schritte und das leise Klirren der Sperrkette. Einen Augenblick stand sie regungslos; dann riß sie die Tür auf, die auf den Flur führte.

Und so schnell Mila war, sie war schneller, flog über

den Gang und griff die Widerstrebende, die die Kette mit einem Ruck gesprengt hatte und schon durch die Oeffnung entweichen wollte, am Arm und hielt sie fest. Die lederne Reisetasche fiel zu Boden und lag zwischen ihnen, ein Hindernis, das ihnen den Weg zueinander versperrte. Milas Tocque hatte einen Stoß bekommen von der hastig aufgerissenen Tür und saß ihr verwegen auf dem linken Ohr.

„Wo willst du hin?"

„Fort!"

„Mila!"

„Ja, fort, ganz fort!"

„Und das tust du mir zuleide, mir, Kind?"

„Dir, Tante Fränzchen? Nein; ich geh' ja nicht deinetwegen!"

Mit unwiderstehlicher Kraft hatte die alte Frau sie in den Flur zurückgedrängt und die Tür geschlossen. Dabei kam ihr immer wieder die Ledertasche unter die Füße, und in einer plötzlichen Aufwallung gab sie dem tückischen Objekt jählings einen Stoß mit dem Fuß, daß es wie ein Ball an den Schirmständer prallte und das schwere mit feuchten Schirmen überlastete Gußeisenstück über den Haufen schoß. Es schwankte, kippte und schlug um.

Der dumpfe Fall riß Donald vom Stuhl, auf den ihn ein Gefühl der Beschämung festgebannt hatte.

Als er auf den helldunkeln Flur trat, sah er Mila an der Tür zum Sprechzimmer stehen, die zusammensinkende Mutter mit beiden Armen stützend.

„Mama, was ist dir?"

Er stürzte auf sie zu, stieß die Tür auf, von der Mila zurückwich, und half ihr, die Mutter an der andern Seite stützend, die jäh Erblaßte auf das Sopha betten.

Da lag sie mit zuckenden Lippen und holte tief Atem, ehe sie die Augen aufschlug.

„Der schwere Ständer ist ihr auf den Fuß gefallen," sagte Mila leise.

„Das kommt davon, wenn man sich so kindisch stellt!" murmelte die alte Dame und versuchte zu lächeln.

Donald erwiderte nichts, und schon waren er und Mila beschäftigt, den armen Fuß zu untersuchen. Der Zeugschuh hatte den Stoß nur wenig abgeschwächt, und schon schwoll das übel gequetschte Glied zusehends an.

Der kantige Rand des obern Ringes, in dem die Schirme ihren Halt finden, hatte den Fußrücken getroffen. Als Donald mit leichten Fingern die Mittelfußknochen untersuchte, über denen der Eindruck des aufgeschlagenen Eisens noch deutlich sichtbar war, da biß die Mutter die Zähne zusammen.

„Es ist nicht so schlimm, wie es aussieht und wie es weh tut, Mutting!" beruhigte sie Don. „Aber acht Tage mindestens muß der Fuß unter den Drahtkorb und so weiter. Du kennst das ja."

„Da haben wir's . . . Nun mußt du doch noch ein paar Tage bei uns bleiben!" erwiderte sie und nickte dabei Mila mit einem gequälten Lächeln zu.

„Ach Gott, da bin ich nun auch wieder schuld!" murmelte diese und starrte auf das mißhandelte Glied.

„Nun, eigentlich bin ich's doch wohl," warf Don ein und sah sie ernst an.

Da wandte sie den Kopf zur Seite.

Die Mutter litt furchtbare Schmerzen, die Sehnen zuckten, die Knochen brannten, es liefen glühende Drähte hindurch, und in mächtigen pumpenden Stößen fuhr das Blut in den schwellenden Fuß.

Aber ehe sie weiter Hilfe annahm, tat sie ein übriges.

„Ihr wollt mich zu Bett bringen? Das ist lieb; aber erst müßt ihr euch die Hand geben. Fang 'mal an, Don!"

„Tante Fränzchen!" stammelte Mila.

Donald hatte der Mutter die Arme untergeschoben und kniete vor dem Sopha, um sie aufzuheben. Aber sie ließ sich nicht aufrichten, sondern bestand auf ihrem Willen.

„Don, Mila, das ist nur eine lächerliche dumme Geschichte mit dem Fuß. Das seht ihr doch ein. Gerade in diesem Augenblick, da doch ganz andere Dinge uns das Herz schwer machen. Sei lieb mit ihr, mein Jung'!"

Da zog Donald die Hand unter ihrem Rücken hervor, und knieend streckte er sie dem Mädchen hin, ohne ein Wort zu sagen; aber als sie ihre kalten Finger hineinlegte, spürte sie einen festen, zärtlichen Druck.

„So, leg' den Hut ab, Kind, und dann tragt das Hutzelchen in sein Bett!" sagte die tapfere Frau mit einer fröhlichen Stimme, die zu dem schmerzhaft zuckenden Mund recht wenig paßte.

Und Mila zog mit den zitternden Fingern die Nadel aus dem Haar, und dann vereinigten sie ihre Kraft und betteten die Mutter in ihr Schlafzimmer. Donald machte den Arzt und Mila die Krankenschwester, und es war rührend zu sehen, mit welchem Glücksgefühl die alte Frau diese Pflege genoß.

„Was so ein dummer, trivialer Unfall doch sein Gutes hat!" scherzte sie. „Eigentlich bin ich zwar bestraft worden. Was hatte die arme Ledertasche getan, daß ich sie mit dem Fuß stieß? Ueberhaupt so 'ne lebhafte alte Dame, das heißt nein, alte Frau . . . . eine Dame tut so 'was nicht!"

Aber dann wurde sie wieder ernst. Ein inbrünstiger Seufzer kam über ihre Lippen. Sie lag eine Weile still, mit verklärtem Gesicht, hob auf einmal den Kopf, von dem Mila die falsche Haarkrone entfernt hatte und der sich nun unter dem Häubchen mit dem violetten Ausputz beinahe großmütterlich ausnahm, und sah die beiden lange an.

Mila saß neben ihr, Don stand am Fußende des

Bettes, wo das schnell herbeigeschaffte Drahtgeflecht die Decke aufbauschte.

„Das ist nun so im Leben. Es wohnt alles dicht beieinander; aber seinen Frieden muß man machen können mit allen, mit dem großen Unglück, mit dem lauten Glück, mit den dummen Kleinigkeiten und mit sich selbst. Und wahrhaftig, wenn ich euch etwas hätt' ersparen können damit, meinen Fuß, den hätt' ich gern und gewiß dafür gegeben!"

XIII.

„So 'n infames Parfüm!" schimpfte Wentgraf, und der Tapezierer lächelte beistimmend.

„Nicht 'rauszukriegen! Wissen sie, wer hier gewohnt hat?"

„Eine Dame, Herr Doktor?" fragte der blonde Tapezierer, und seine hektischen Bäckchen brannten, während er unternehmend den dünnen Habybart mit dem Handrücken in die Höhe strich.

„Doktor, hat sich was! Ich bin ausnahmsweise kein Doktor. Verstehen Sie, kein Doktor!"

„Entschuldigen, Herr Doktor, man sagt mal so."

Wentgraf hatte die Balkontür aufgerissen. Jetzt kam er zurück und stellte sich breitbeinig vor den jungen Mann hin, der eben den letzten Stift in die Vorhangstange schlug.

„Da haben Sie recht, und mit demselben Recht nennt man das, was vor mir hier allein gewohnt hat, 'ne Dame!"

Als der Belehrte die Antwort mit einem verständnisvollen Lächeln quittierte, wobei ein freches Fünkchen in seinen Blick trat und seine Nase den Zimmerduft unwillkürlich stärker einzog, wandte sich Philipp ärgerlich über sich selbst ab und ging in das Nebenzimmer, seinen Arbeitsraum. Hier war schon alles fertig; aber er kam sich fremd vor in den altbekannten Möbeln. Fremder als im Hotel, auf dem Schiff und wo er auch gewesen war. Er hatte die Wohnung Hals über Kopf gemietet. Sie war leer gewesen, nur eine Anzahl Möbel hatten noch darin gestanden, die der frühern Mieterin gehörten. Die Portiersfrau hatte eigentümlich gelächelt, als er gefragt hatte, ob er sofort über die Wohnung verfügen könne. Und da war ihm der durchdringende Wohlgeruch zum ersten Mal auf die Nerven gefallen; aber er war auf den Balkon getreten, hatte die Großbeerenstraße hinaufgesehen und vom Fleck weg gemietet. Es war ja gleichgültig, wo er sein Junggesellenheim aufschlug, und hier kannte er sich aus.

Die Hammerschläge, mit denen der Handwerker die Storesstangen befestigte, hallten herüber. Mechanisch verfolgte Wentgraf den Rhythmus der Schläge. Jetzt setzten sie aus; der Mann packte sein Handwerkzeug zusammen, und gleich darauf hörte Philipp ihn mit der Haushälterin die letzten Komplimente austauschen. Sie hatte eine angenehme Stimme, diese Frau Stahl, weich und voll, die die zu der schmalen, dürftigen Erscheinung gar nicht recht paßte.

Es klopfte.

Ob der gnädige Herr noch einen Auftrag hätten für den Tapezierer. Nein, keinen. Der Mensch war ihm auf einmal zuwider, seit er sich ihm gegenüber zu einer Bemerkung hatte hinreißen lassen, die ihm jetzt zum mindesten deplaziert vorkam.

„Einen Augenblick, Frau Stahl!" bat er dann.

„Bitte sehr!" knixte sie. Sie hatte lange in einer österreichischen Familie gedient und die Höflichkeitsformen des Südens beibehalten.

„Sind Sie zufrieden mit ihren Zimmern? Alles in Ordnung, auch in der Küche?"

„Danke sehr, gnä' Herr, alles in schönster Ordnung."

„Na, ich hoffe, wir werden uns gut vertragen. Ihr Mann ist ja vollkommen zuverlässig, ich meine, solid?"

„Der Gnädige dürfen sich auf ihn verlassen," erwiderte die Frau, und Wentgraf sah, wie ihr ältliches, farbloses Gesicht heiß errötete. Ihre Augen, die weit auseinandergestellt, Mund und Kinn schmäler erscheinen ließen, leuchteten auf.

„Sonst wäre Fritz nicht Kassenbote bei Israel!" setzte sie mit einem Anflug von Stolz hinzu und errötete noch stärker.

„Aber Sie wissen, Frau Stahl, für Kinder haben wir keinen Platz!" fuhr Wentgraf fort, indem er langsam in das Speisezimmer zurückging, das von der Morgensonne durchwärmt wurde.

Die Haushälterin war auf der Schwelle stehen geblieben, hatte die Schürze mechanisch fester gebunden und sagte nun mit leiserer, aber nur um so voller klingender Stimme:

„Bitt' schön, gnä' Herr, ich hätte gern noch ein Wort darauf gesagt ... Wenn ich mir erlauben darf ..."

„So? Nun, was ist denn, bitte, was haben Sie denn, Frau Stahl?"

Argwöhnisch blickte er sie an. Er war ganz nervös geworden.

„Bitt' um Verzeihung, Fritz meinte zwar, es hätte gar nichts mit unserer Dienstschaft zu tun; aber ich kann doch nicht, wenn der Herr so darauf zu reden kommen ... Ich habe schon ein Kind, gnä' Herr!"

Ihr Gesicht war wieder ganz farblos, die Sommersprossen unter den Augen traten deutlich hervor. Ihre Unterlippe zitterte. Und als Philipp nicht antwortete, sondern mit starken Schritten auf sie zukam, da schien sie in sich zu versinken, Todesangst in den Augen, und ihre Worte überstürzten sich.

„Es ist mein einziges, gnä' Herr, ich hab's bei Ver-

Melchtalgruppe. Nach dem Gipsmodell von Richard Kißling, Zürich.

wandten, es geht in die dritte Klasse. Und Fritz ist sehr gut zu ihr. Wenn wir sie 'mal, wenn der Herr erlauben, wenn der gnädige Herr verreist sind, mein' ich, wenn wir sie dann 'mal ein paar Tage hier haben könnten ... Aber jetzt wird uns der Herr am Ende kündigen ... Fritze hatte ja recht; aber ich kann ihr doch nicht so ganz von mir lassen ... Er wird sie adoptieren, hat er gesagt ..."

Sie konnte nicht mehr zu Ende kommen. Nun stand sie an den Türpfosten gedrückt, die Schürze, die sie zuletzt abgebunden hatte, in den Händen, und sah ihn mit erschreckten Augen an.

„Das ist ja 'ne nette Geschichte!" gab er unwirsch zur Antwort, und als er den demütig flehenden Blick nicht länger ertragen konnte, zündete er sich umständlich eine Zigarette an und ging eine Weile auf dem Teppich hin und her. Teufel auch, in den waren die Motten geraten! Er blieb vor einer ausgefressenen Stelle stehen. Und dann drehte er sich um, sah die verschüchterte Person noch einmal prüfend an und deutete mit der Hand, in der er die Aegypterin hielt, auf die schadhafte Stelle.

„Haben Sie gesehen, mitten heraus, ein ganzes Nest! Hoffentlich rücken Sie den Biestern ordentlich auf den Leib! Und daß Sie mir Ihr Mädel nicht hinter die Bücher und Kinkerlitzchen lassen! Ueberhaupt ... nanu!" unterbrach er sich und hatte gerade noch Zeit, die Zigarette in die Höhe zu halten, um sich und die Frau nicht zu verbrennen, die mit einem keuchenden Laut aus befreiter Brust auf ihn zu stürzte und nach seiner Hand haschte. Nun stand sie dicht vor ihm, klein und schmächtig, das Gesicht farblos und auch die Haare so unentschieden in der Färbung, daß sie die Stirn nicht deutlich abgrenzten. Aber die Augen hatten einen eigentümlichen Glanz und große dunkle Pupillen.

Wentgraf reckte die Hand in der er die Zigarette hielt, hoch über seinem Kopf, die Linke hatte er in der Hosentasche vergraben. So stand er und ereiferte sich.

„Zum Donnerwetter, Frau Stahl, machen Sie keinen Aufwand!"

„Die Hand, küß die Hand, gnä' Herr!" stammelte sie immer wieder und suchte mit den Blicken die Hände, die sich ihr entzogen hatten. „Wahrhaftig wie ein Hund, so obstinat in ihrer Dankbarkeit, und die Augen haben auch so einen Hundegemütsausdruck!" ging es Wentgraf durch den Kopf, und um dem armen Weib auf andere Wege zu helfen, sagte er trocken:

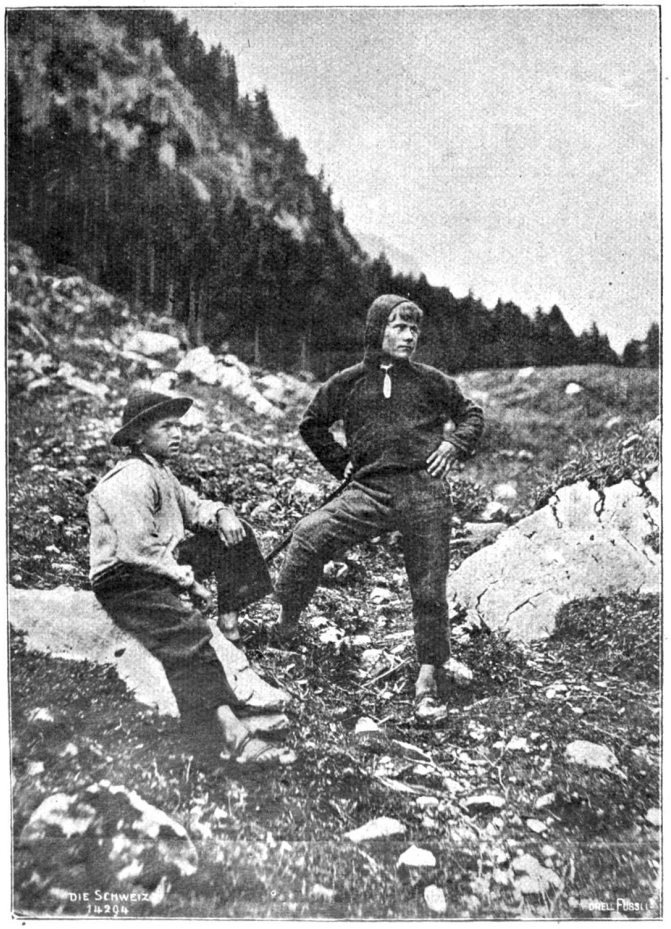
„Frau Stahl, Sie haben Ihre Schürze verloren!"

„Ach Gotte doch!" antwortete sie mit einem Seufzer, raffte das weiße Fähnchen vom Teppich und verließ verstört in ihrer Freude das Zimmer, ohne noch ein anderes Wort gefunden zu haben.

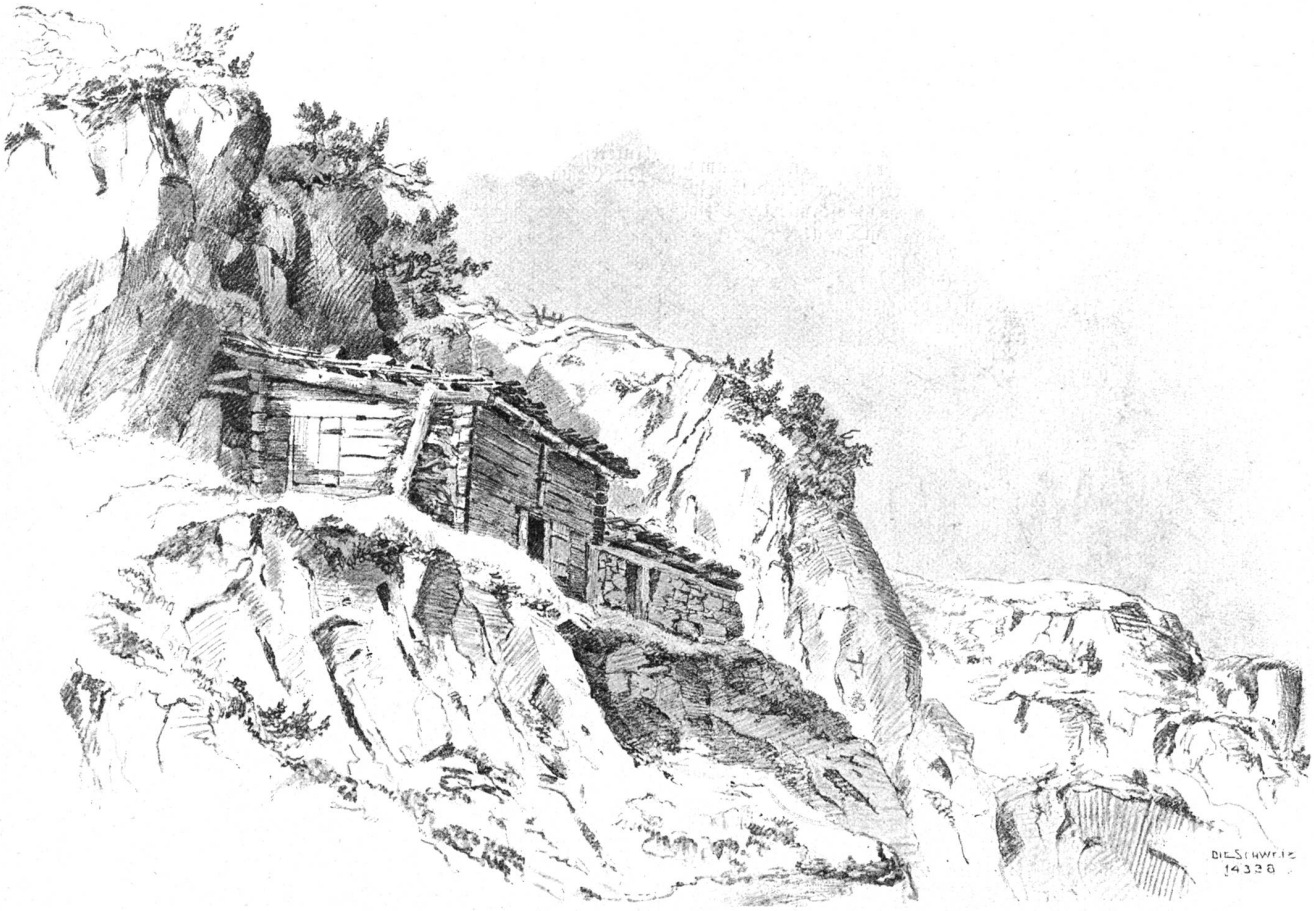
Wentgraf sog nachdenklich an der knisternden Papyrus.

Wieder ein Stück Weibestragödie, auf niedrigerer Stufe stehend als jene, die ihn selbst in ihr Schicksal hineingerissen hatte! Arme Mila! Von ihrer eigenen Natur im Stich gelassen, geistig unmündig in einem Moment, da sie ihr ganzes Leben zum Opfer brachte! Immer mächtiger war das Mitleid geworden in ihm, bis der persönliche Schmerz sich darin aufgelöst hatte. Und da hatte Wentgraf auch sein lebhaftes Wesen wiedergefunden, und wenn ihm auch das Nächstliegende, das, was das gewöhnliche Leben erforderte, noch gleichgültig war, er fühlte sich doch wieder als empfindenden und hoffenden Menschen. Noch hatte er sich nicht zur Klarheit durchgerungen; aber es war Leben und Bewegung in ihm und seine Spannkraft zurückgekehrt. Ein tapferes Mädel! Nein, kein Mädel, ein bewußt leidendes und kämpfendes, sich über sein Schicksal erhebendes Weib! Arme Mila!

Er trat auf den Balkon hinaus. Ein frischer Wind kam vom Kanal her, und unten in dem schwärzlichen Geäst der Bäume regten sich gelbliche Flecken, die ersten Triebe. Ein fernes Summen,



Geissbuben im Schächental (Phot. Jost Muheim, Luzern).



Alphütten im Erstfeldertal. Nach Bleistiftzeichnung von Jost Muheim, Luzern.

näher und näher, mächtiger, mit metallischem Beiklang und zur Stärke eines gewaltigen Orgeltons anschwellend: die Hochbahn jagte über das Eisengerippe, das seine Silhouette über die Großbeerenbrücke spannte. Das Gelb und Rot der Wagen, die wie an der Schnur gezogen hinter den Häusern verschwanden, leuchtete hell in der jungen Sonne.

Und der ästhetisierende Wentgraf fühlte sich auf einmal von einem Daseinsrausch, einer Lebensbejahung gepackt, die er nie so stark empfunden hatte, selbst im Rekonvaleszentenstadium nicht. Zugleich faßte ihn ein Bedürfnis, sich andern nützlich zu machen, andern von seiner impulsiven Kraft mitzuteilen, und er überlegte nicht lange, sondern nahm Hut und Ueberrock und verließ das Haus.

(Fortsetzung folgt).

„Telllieder"

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Es gibt eine Anzahl von „Tellliedern", die man kaum mit diesem Namen nennen würde, legten sie sich ihn nicht selber bei. Es sind keine Telllieder im eigentlichen Sinn, d. h. ausschließliche Darstellungen und Verherrlichungen der Tellsage. Vielmehr sind es Kriegslieder und parteipolitische Schutz- und Trutzgesänge, die weitab von den Zeiten des Tell liegende stürmische Tage geboren haben.

Dennoch haben diese Lieder ein Anrecht auf ihren Namen, und dieser Aufsatz seine ratio essendi gerade am heutigen Tag. Denn sie sind ein sprechender Beweis dafür, wie lebendig das Andenken des Tell sich durch die Jahrhunderte hin erhielt. Mögen empörte Bauern das Lied singen oder mag ein Gelehrter es wie einen Pfeil gegen einen politischen Gegner schnellen, immer feiert oder befehdet es die Ereignisse in Anlehnung und paralleler Linienführung zu der Tat des Tell. Als Apotheose wirken die ersten Strophen in ihrem warmen, kraftvollen Anruf des toten Helden. In jenen Tagen mochten sie die Begeisterung wie eine Fackel entflammen. Somit wird uns verständlich, weshalb z. B. ein politisches Lied aus der Zeit des Toggenburgerkrieges sich als „Tellenlied" bezeichnet.

Eigentümlich ist unsern Tellliedern, daß nicht die Erhebung des ganzen Schweizervolkes gegen einen äußern Feind, sondern innere Bruderkämpfe sie hervorgebracht haben.

Stets sind sie der Ausdruck der ewigen Gegensätzlichkeit zwischen Herren und Bauern. Der Tell ist aus dem Volk hervorgegangen. Dessen sind sich die Bauern gerne bewußt. So rufen sie im Bauernkrieg (1653) aus:

Ach Tell, ich wollt dich fragen:
Wach auf von deinem Schlaf!
Die Landvögt wend alls haben,
Roß, Rinder, Kälber, Schaf.

Ein jeder herr will leben
Wie'n junger Edelmann.
Es muß es ihm hergeben,
Der arme gringe mann.